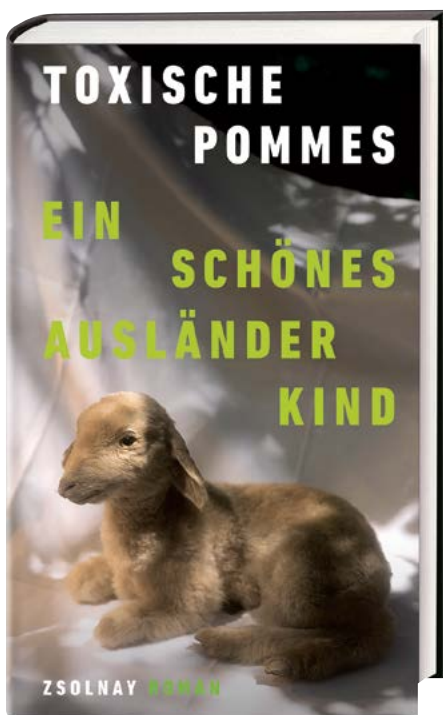


Leseprobe aus:
Toxische Pommes
Ein schönes Ausländerkind



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





**TOXISCHE
POMMES**

**EIN
SCHÖNES
AUSLÄNDER
KIND**

Roman

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung
der Stadt Wien, Literatur und Wissenschaft



1. Auflage 2024

ISBN 978-3-552-07396-8

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorinnenfoto: © Muhassad Al-Ani

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Muhassad Al-Ani

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C014496

Za mamu i tatu

Liebe ist ein Teller voll frisch geschnittenem Obst.

PROLOG

An einem schwülen Freitagnachmittag beschloss ich, unter meinem Schreibtisch ein Bett zu bauen. Mein Chef war in einer Besprechung, und die Kollegin, mit der ich das Büro teilte, hatte sich den Tag frei genommen. Ich war müder als sonst – vermutlich lag das an dem Burger, den ich in der Mittagspause verschlungen hatte (freitags war in der Kantine Burgertag). Während ich versuchte, so weit wie möglich in das verpixelte Foto zu zoomen, um herauszufinden, ob die inserierte *Prada*-Tasche auf *willhaben.at* auch wirklich echt war, nickte ich fast ein.

Das fettige Rindfleisch in meinem Magen ließ mich an keinen vernünftigen Grund denken, warum ich den Raum unter meinem Bürotisch nicht endlich für etwas Sinnvolles nutzen sollte. Ich fing daher an, zwischen Staubkugeln und Computerkabeln auf dem Parkettboden einen Kopfpolster aus gelben Kodizes¹ und Papierzetteln zu bauen. Davon stapelten sich in meinem Zimmer mehr als genug – um den Anschein der Vollbeschäftigung zu vermitteln, druckte ich in regelmäßigen Abständen willkürlich ausgewählte Dokumente aus, die ich dann nie wieder anschaute. Ich glitt von meinem Bürosessel und kauerte mich unter den Tisch in mein improvisiertes Bett.

Ich musste etwas an meinem Leben ändern.

1 Plural von »Kodex«, einer beliebten Gesetzessammlung in einem gelben Buchumschlag.

Ich war Vertragsbedienstete in einer Behörde, die offenbar wichtig genug war, um in einem schönen Altbaugebäude in der Wiener Innenstadt untergebracht zu sein. Man betrat das Foyer durch ein großes hellblaues Eisentor, das zwei imposante griechische Säulen flankierten. Dort wurde man von einem lebensmüden Portier empfangen, den man mit einem selbstbewussten »Mahlzeit« (idealerweise im Wiener Dialekt ausgesprochen) davon abhalten konnte, lästige Fragen zu stellen. Ich war mir sicher, dass man es mit diesem Losungswort sogar bis ins Büro des österreichischen Bundespräsidenten schaffen konnte.

Das Foyer führte in ein marmornes Stiegenhaus, in dessen Mitte sich ein hölzerner Lift befand, der mehr an einen mittelalterlichen Folterkäfig als an einen Fahrstuhl erinnerte. Er hatte beide Weltkriege überlebt und blieb mehrmals am Tag stecken, was jedoch keinen der tüchtigen Beamten davon abhielt, ihn für jeden Amtsweg zu nutzen, der ein Stockwerk überstieg. Vom Erdgeschoss kam man zuerst in den ersten Halbstock, dann in den zweiten Halbstock, dann ins Zwischengeschoss, dann ins Mezzanin, bis man endlich im ersten Stock landete, wo sich mein Büro befand.

Was man im Foyer an Kosten nicht gescheut hatte, wurde bei den Zimmern der Beamten wieder eingespart. In der Mitte des kahlen Raumes befanden sich zwei Bürotische, die so positioniert waren, dass man einander gegenüber saß, während man acht Stunden am Tag um die Wette daran arbeitete, sein Leben wegzuschmeißen. Die Wände zierten lediglich ein paar leere senfgelbe Pinnwände und eine Uhr, die 47 Minuten vorging und so weit oben aufgehängt war, dass man eine Leiter gebraucht hätte, um sie richtig einzustellen. Die gab es jedoch nur beim technischen Dienst, den man wiederum nur im Wege eines Anforderungsscheins ruufen konnte, der zuerst wochen- und monatelang durch mehrere Hierarchien gehen musste, um letztendlich bewilligt zu werden.

Darauf hatte natürlich niemand Lust, und so ließ ich mich lieber jeden Tag von der Wanduhr enttäuschen, die mir vorgaukelte, meine Arbeitszeit wäre bereits um.

Meine Zimmerkollegin war Mitte zwanzig, hatte eine zarte Stimme und eine feine schwarze Hornbrille aus der *Brillenmanufaktur*, wie sie gerne betonte. Sie wirkte stets bestens gelaunt. Obwohl wir ähnliche Aufgabenbereiche hatten, war sie jeden Morgen vor mir im Büro und ging jeden Abend nach mir. Sie schien offenbar genug zu tun zu haben, um mit ihren kleinen kräftigen Fingern von früh bis spät freudig-munter in die Tastatur zu tippen, während ich mich durch jeden Tag quälte, bis ich endlich pünktlich um 17:00 Uhr (oder eher 17:47 Uhr) am Schalter ausstechen konnte.

Meine restlichen Kollegen sah ich in der Regel zweimal am Tag: einmal um 12 Uhr zum gemeinsamen Mittagessen im Besprechungszimmer und einmal um 10:30 Uhr, wenn sie gegenseitig an ihre Türen klopfen, um zu fragen, wer am gemeinsamen Mittagessen teilnehmen würde. Der wesentliche Zweck dieser Zusammenkünfte bestand darin, die Speisen des jeweils anderen zu bewerten: Selbstgekochtes wurde hoch gelobt, sofern es Safransauce oder ähnlich hochwertige Zutaten enthielt. Alles, was in zu viel Plastik verpackt oder nicht zumindest von *Ja! Natürlich* war, wurde kritisch beäugt. Wer sich nur ein kleines Weckerl vom Supermarkt geholt hatte, erntete hingegen ehrfürchtige Blicke. Zu groß war der Respekt (und die Angst) vor den Beamten, denen vor lauter Arbeit nicht einmal die Zeit für ein ordentliches Mittagessen blieb. Sie gehörten zu den wenigen, welche die Behörde am Leben erhielten, und waren der Grund, warum den anderen ausreichend Zeit blieb, um nach einer ausgiebigen Mittagspause wieder an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren und auf *Facebook* Familienfotos zu sortieren.

Nicht nur meine Zimmerkollegin, auch alle anderen Mitarbeiter waren sehr nett: Montags fragten sie, wie man das Wochenende verbracht hatte, und freitags, was man am Wochenende vorhatte. Wer nach einem längeren Krankenstand wieder ins Büro kam, wurde mit freudigen Willkommensgrüßen empfangen und liebevoll nach seinem gesundheitlichen Zustand ausgefragt. Das war natürlich ein bisschen unangenehm, wenn man seinen Krankenstand nur vorgetäuscht hatte, doch auch nicht weiter schlimm, denn mit dem Konzept des E-Card-Urlaubs war hier jeder bestens vertraut. Immer wieder stellte jemand einen Marmorkuchen oder eine Packung *Merci* zur freien Entnahme in die Gemeinschaftsküche, und es gab eine große Auswahl an bunten Tassen mit lustigen und frechen Sprüchen. Vorsicht war allerdings bei einer großen schwarzen Tasse mit der Aufschrift »Bevor ich mich jetzt aufrege, ist es mir lieber egal« geboten. Sie gehörte der Chefassistentin. Wer dabei erwischt wurde, seinen Morgenkaffee aus dieser Tasse zu trinken, und sei es aus Versehen, wurde den restlichen Tag über mit kleinen passiv-aggressiven Vergeltungsakten bestraft.

Meine Tage begannen für gewöhnlich mit einer ausgiebigen Internetsuche nach Designertaschen und anderen gebrauchten Gegenständen, die ich nicht benötigte. Dies hielt mich jedoch nie davon ab, die Verkaufspreise endlos herunterzuhandeln, nur um dann irgendwann einmal nicht mehr auf die Nachfragen der Inserenten zu reagieren. Zwischen diesen Nachrichten steuerte ich immer wieder zur Toilette am Ende des Gangs, um mir eine kleine Pause von den anstrengenden Verhandlungsrunden zu gönnen. Die Toiletten waren immerhin die spannendsten Orte im Haus: Nicht nur traf ich dort hin und wieder auf die einzigen anderen migrantischen Mitarbeiter auf meinem Stockwerk. Am Klo startete ich auch gerne so lange auf die schriftlichen Anleitungen an der Wand, die in fünfzehn verschiedenen Sprachen erklärten,

wie man die Toiletten korrekt benutzt, bis jeder einzelne Tropfen Wasser aus mir draußen war, den ich zuvor aus Langeweile zu mir genommen hatte.

Besonders schlimm waren die Sommertage. Nicht nur, weil sich das Bürozimmer auf ungefähr fünfzig Grad Celsius erhitzte, sondern auch, weil mir an diesen Tagen am deutlichsten bewusst wurde, wie sehr ich diesen Job hasste. Während ich mir vorstellte, wie andere in der Alten Donau schwammen, sich auf dem Steg sonnten, ein *Brickerl* von der Imbissbude aßen und unvergessliche Erinnerungen mit ihren Freunden schufen, saß ich auf einem unbequemen grauen Bürosessel, der die stillen Fürze unzähliger Beamter konserviert hatte, die hier vor meiner Zeit an ihrem Bandscheibenvorfall gearbeitet hatten.

A hyperrealistic photograph of a taxidermied baby lamb staring into the void

Ich weiß nicht, wie ich an diesen Punkt gekommen war. Ich hatte doch immer alles richtiggemacht.

Ich hatte meinen Teil des Integrationsversprechens eingehalten. Ich hatte den Ausländer in mir erfolgreich integriert. Ich war weiß, christlich und aß gerne Schweinefleisch. Ich hatte immer nur gelernt oder gearbeitet, war nie krank gewesen, hatte ein Semester unter Mindestzeit studiert, einen Dokortitel und Schlafprobleme, seit ich fünfzehn war. Ich war nie viel fortgegangen, hatte nie einen Freund mit nach Hause genommen oder andere Schwierigkeiten gemacht. Während meine Schulkameraden ihre Nachmittage im Park mit Dosenbier und selbstgerollten Zigaretten verbracht hatten, war ich lieber zu Hause geblieben, um über meinen Schulbüchern zu brüten. Die einzige Abwechslung war das tägliche

Schwimmtraining im Hallenbad gewesen; für Olympia hatte es zwar nie gereicht, dafür aber zumindest für die österreichischen Staatsmeisterschaften.

Ich hatte immer die richtigen Entscheidungen getroffen. Ich hatte Schulen besucht, in denen ich das einzige Ausländerkind gewesen war. Ich hatte sogar Rechtswissenschaften studiert, das ideale Studium für leidenschaftslose Menschen, die sich in ihrem Leben nichts verbauen wollten. Ich hatte eine Mitgliedskarte für das Fitnesscenter, trug helle Blusen und lackierte meine Fingernägel in sanften Pastelltönen. Ich beteiligte mich zwar an Wahlen, doch weil ich so beschäftigt war, vergaß ich manchmal auch einfach hinzugehen. Das machte aber nichts, ich hatte sowieso gelernt, mich über nichts aufzuregen und nichts zu verlangen. Lieber zahlte ich in Frieden meine Steuern und hatte einfach keine Meinung. Außerdem wollte ich meine Zeit nutzen, um zu beweisen, dass ich es auch wirklich verdient hatte, in Österreich zu leben.

Und das hatte ich. Ich hatte es geschafft. Ich hatte alles erreicht, wofür meine Eltern und ich ein Leben lang hart gearbeitet hatten. Ich war perfekt. Ich war Vertragsbedienstete in einer angesehenen Behörde im ersten Wiener Gemeindebezirk. Und einen besseren Arbeitgeber als den österreichischen Staat konnte man sich nicht vorstellen: ein sicherer Job, auch in unsicheren Zeiten, feste Gehaltsstufen und klare Hierarchien. Ich hatte genug Geld, um mir gebrauchte Designertaschen zu kaufen und in Therapie zu gehen, wo ich jede Woche von einem anderen Problem erzählen konnte, das mich eigentlich kaum beschäftigte. Und trotz alledem fühlte ich mich innerlich tot.

Wenige Wochen nach meinem Bettenbauprojekt unter dem Tisch endete mein Arbeitsverhältnis. Irgendwie war auch zu meinem Chef durchgedrungen, dass ich in Wirklichkeit nicht arbeitete. Wir einigten uns auf eine einvernehmliche Kündigung.

PUTZAM I ČEKAM PUTZEN UND WARTEN

Velika Srbija (Großserbien)

»Ubit ću sve što nije hrvatsko« (»Ich werde alles umbringen, was nicht kroatisch ist«), zischte Ante meiner Mutter ins Ohr. Sein Atem roch nach Schnaps. Ante war unser Nachbar, er wohnte auch im zwanzigsten Stock, gleich neben uns. Als er sich meiner Mutter zuwandte und sie mit seinen blauen Augen fixierte, fiel ihr zum ersten Mal auf, wie groß er war. Sie senkte den Kopf und versuchte sich so weit von ihm zu entfernen, wie es der begrenzte Raum im Aufzug erlaubte. Während sie sich in die Ecke nächst der geschlossenen Tür drängte, presste sie mich fester an ihre Brust, schloss die Augen und betete, dass wir bald ankamen. Der Aufzug blieb zum Glück unerwartet im achten Stock stehen. Eine andere Nachbarin hatte die Ruftaste gedrückt, weil sie ins Erdgeschoss wollte. Sie war Kroatin, meine Mutter hatte sich öfter mit ihr im Stiegenhaus unterhalten. Sie stürzte an ihr vorbei aus dem Lift, bevor sie in Tränen ausbrach.

Wir waren gerade von unserem täglichen Spaziergang zurückgekehrt. Jeden Nachmittag legte mich meine Mutter in den pastellrosa Kinderwagen und machte sich mit mir gemeinsam auf den Weg zum Hafen. Der Wagen war ein Geschenk meiner Taufpaten gewesen, sie hatten ihn meinen Eltern aus Triest mitgebracht, als ich auf die Welt gekommen war. Auch heute noch strahlt der

goldene Aufkleber mit der Aufschrift *Made in Italy* stolz auf dem ausgebleichten Kinderwagensitz am Dachboden meiner Taufpatin. Triest liegt zwar nur einen Katzensprung entfernt von Rijeka, doch wenig konnte ein Geschenk damals so aufwerten wie dieser Schriftzug.

Am Hafen sank ich meistens von der salzigen Meeresbrise (oder vom Schiffsdiesel) betäubt in einen tiefen Schlaf. Doch manchmal wollte ich meiner Mutter nicht einmal diese kurze Verschnaufpause gönnen, sondern ließ mich lieber von ihr in meinem italienischen Kinderwagen herumchauffieren. Wie ein kleiner Herrscher in einer Sänfte zeigte ich mit meinem rosigen Finger auf alles, was sich bewegte. Ich liebte diesen Zaubertrick, denn immer, wenn ich auf etwas deutete, bekamen die Dinge plötzlich einen Namen: »Brod! Galeb! Puška!« (»Schiff! Möwe! Gewehr!«), rief dann meine Mutter. Die Begeisterung in ihrer Stimme war so groß, als würde auch sie gerade zum ersten Mal hören, wie schön diese Wörter klingen.

Manchmal blies der Wind in Rijeka so, dass man in weiter Ferne noch das leise Regnen von Gewehrschüssen hören konnte. Dann begann meine Mutter ganz sanft (und ganz falsch¹) zu singen:

- 1 Meine Mutter ist das mit Abstand unmusikalischste und am wenigsten an Musik interessierte Mitglied meiner Familie, was mein Vater und ich schon immer irrsinnig lustig fanden. Jedes Mal, wenn ein Lied im Radio lief, fragten wir sie: »Ko to peva?« (»Wer singt das?«) Worauf sie immer mit »Jesu li to Bitlsi?« (»Sind das die Beatles?«) antwortete.

*Sve ptičice iz gore, sve ptičice iz gore,
spustile se na more.
Samo jedna ostala, samo jedna ostala,
koja nam je pjevala,
o nesretnoj ljubavi.²*
Kroatisches Volkslied

Ich hatte gerade meinen zweiten Geburtstag gefeiert. Von diesem Moment gibt es eine Aufnahme in einem der zahlreichen Fotoalben meiner Mutter: Darauf zu sehen bin ich, am Tischende vor einer kleinen Torte sitzend und auf eine blaue Kerze in ihrer Mitte blickend. Ich scheine nicht besonders begeistert von meinem Geschenk zu sein, umso breiter ist das Lächeln meiner Mutter, die neben mir sitzt und gerade in ihre Hände zu klatschen scheint. An meiner rechten Seite erkennbar sind außerdem die zwei Trauzeugen meiner Eltern, Slavica und Zoran. Sie waren die ältesten gemeinsamen Freunde meiner Eltern, mit denen sie unzählige ausgelassene Abende an der Strandpromenade verbracht und bis in die späten Nachtstunden Tränen gelacht hatten.

Nicht lange nachdem dieses Foto entstanden war, warf Slavica meinem Vater bei einem gemeinsamen Abendessen vor, er wäre ein Landesverräter. Er solle sich freiwillig beim kroatischen Militärdienst melden und an die Front gehen, um seine Loyalität zu Kroatien zu beweisen. Andernfalls sei er in diesem Land

- 2** »Sve ptičice iz gore« ist ein kroatisches Volkslied, das Kindern zum Einschlafen vorgesungen wird. Wie so viele andere Lieder aus der Region, handelt dieses Kinderlied von gebrochenen Herzen und unglücklicher Liebe, damit man auch wirklich und ganz sicher schon von klein auf zur Melancholie neigt. Übersetzung: »Alle Vöglein aus den Bergen stiegen zum Meer herab. Nur ein Vöglein blieb zurück, das für uns gesungen hat, von der unglücklichen Liebe.«

nicht mehr willkommen. »Pa kako ne vidiš da tvoji pokušavaju da naprave Veliku Srbiju? Pogledaj šta su uradili u Vukovaru! A šta u Sarajevu! Šta rade u Kosovu!« (»Siehst du nicht, dass deine Landsleute ein Großserbien wollen? Schau dir mal an, was sie in Vukovar³ veranstaltet haben! Oder in Sarajevo! Was sie in Kosovo machen!«), fügte Slavica hinzu. In den letzten Jahren hatte sich immer deutlicher abgezeichnet, dass Serbien seine bestehende Vormachtstellung in Jugoslawien noch ausweiten wollte. Nachdem sich vor allem unter Slobodan Milošević großserbische Bestrebungen breitgemacht hatten und es bereits zu Gewaltakten gekommen war, hatten mehrere Teilrepubliken, unter anderem auch Kroatien, ihre Unabhängigkeit von Jugoslawien erklärt. Im Zuge dessen versuchten diverse serbische Truppen (mit Unterstützung der JNA) vor allem die kroatischen Grenzgebiete zu Serbien und Bosnien (Krajna) zu erobern und die dort lebende nichtserbische Bevölkerung gewaltsam zu vertreiben.

Slavica hatte mit einem Schlag alle am Tisch zum Verstummen gebracht. Niemand wusste, was er sagen sollte. Plötzlich stand mein Vater auf, ergriff Slavicas Hand und rief: »Hajde, Slavica, idemo zajedno!« (»Los, Slavica, gehen wir gemeinsam an die Front!«) Seit diesem Abend haben sie nie wieder miteinander gesprochen.

3 Stadt im Osten Kroatiens, die unter anderem von Truppen der Jugoslawischen Volksarmee (JNA) und von serbischen Freischärlern angegriffen und eingenommen worden war. Dabei wurden mehrere tausend kroatische Zivilisten ermordet, verwundet, vergewaltigt, vertrieben oder gefangen genommen. Das Ziel war auch hier die Vertreibung der nichtserbischen Bevölkerung sowie der Anschluss an Serbien.

Auch mit ihrem Nachbarn Ante hatten meine Eltern vor dem Krieg gute nachbarschaftliche Beziehungen gepflegt. Da wir ein Telefon besaßen und er nicht, war er vor dem Kriegsausbruch noch regelmäßig in unsere Wohnung herübergekommen, um mit seiner Familie in Slawonien⁴ zu telefonieren. Ante wiederum hatte uns noch vor gar nicht so langer Zeit Nachbarschaftshilfe geleistet, nachdem mein Vater uns alle aus der Wohnung aus- und mich im Auto eingesperrt hatte. Ich war zu dem Zeitpunkt gerade mal drei Tage alt gewesen, mein Vater hatte meine Mutter und mich soeben aus dem Krankenhaus abgeholt. Nachdem er auf dem Parkplatz vor unserem Wohnblock meiner Mutter aus dem Auto geholfen hatte, dürfte er wohl für einen kurzen Augenblick vergessen haben, dass er seit neuestem Vater war. Doch nicht nur seine neugeborene Tochter, auch seinen Schlüsselbund hatte er im Auto liegen gelassen. Das war ihm allerdings erst aufgefallen, nachdem er den Verriegelungsstift nach unten gedrückt und die Tür ins Schloss hatte fallen lassen. Da der offene Balkon der einzige Weg in unsere versperrte Wohnung war, hatte ihm Ante beim waghalsigen Manöver geholfen, aus seiner benachbarten Wohnung heraus über das Geländer auf unseren Balkon im zwanzigsten Stockwerk zu klettern und die Ersatzschlüssel zu holen.

Freunde und Nachbarn waren zu Ethnien und Religionen geworden. Wo noch vor kurzem Fotos von Tito gehangen waren, prangten nun gewaltige Porträts von Franjo Tuđman an der Wand. Auch meine Eltern hatten mittlerweile ihre Jobs verloren, sie waren gekündigt worden, weil sie keine Kroaten waren – sie stammten ursprünglich aus Serbien und aus Montenegro und waren zum Studieren nach Kroatien gezogen. Beide kamen aus einfachen

4 Region im Osten Kroatiens, wo sich ebenfalls ein großer Teil der Kriegshandlungen abspielte.

Verhältnissen, ihre Angehörigen waren ihr Leben lang Fabrikarbeiter gewesen, hatten am Feld oder im Stahlwerk gearbeitet, und sie waren die Ersten in ihren Familien, die ein Studium begonnen hatten. Sie hatten Tür an Tür gelebt, bevor sie schlussendlich in ein Zimmer zusammengezogen waren; vermutlich hatten sie sich bei einem ihrer zahlreichen Lästergespräche über die gemeine Vermieterin, die ständig die Miete erhöhte, ineinander verliebt. Ihre gemeinsame Beziehung hielten sie jedoch jahrelang geheim, genau genommen so lange, bis der Hochzeitstermin am Standesamt endgültig feststand. Meine Mutter stammte nämlich aus einer sehr konservativen Gegend in Montenegro, und mein Vater war ihr erster und letzter Freund gewesen. Auch heute noch schimpft Baba Hajdana⁵, ihre Mutter und meine Großmutter, wenn Besuch kommt und ich mit kurzer Sommerhose am Sofa sitze. »Sakrij te noge, stigao ti je ujak! I sédi kao čovjek!« (»Bedeck diese Beine, dein Onkel ist da! Und sitz wie ein Mensch!«), faucht sie dann wild mit ihren Händen fuchtelnd in meine Richtung, bevor sie zum Gaskocher eilt, um frischen Kaffee aufzusetzen.

5 Baba heißt Oma.